Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 35. Posen, den 2. September. 1883.

Drei Tage aus einem Frauenleben.

Novellette von Anna Gnevkow.

Weiche Teppiche, in die der Fuß unhörbar versank, dunkle, faltige Fenstervorhänge, im Kamin rothglühende Kohlen, und auf dem Tische der blankgeputzte, dampfende Samovar,*) das Alles hätte wohl hinreichen müssen, einen behaglichen, einladenden Eindruck zu machen, aber doch war es kalt und ungemüthlich in dem hohen, mattfarbig tapezierten Zimmer, doch schien es, als sei das duftende, bräunliche Gebäck der Kalatschen, Babken und Kulitschen**) nur der Form halber in die silbernen Körbe hineingethan, als hätte es ewig seinen Platz auf dem weißen Damasttischtuch gehabt und würde dort stehen bleiben, unberührt, ungewürdigt und ungenossen für alle, alle Zeit. Das Leben fehlte in dem weiten, mit Bildern und Statuetten geschmückten Raume und doch befanden sich zwei athmende Wesen in demselben, eine alte Frau in schwarzen, faltigen Gewändern, mit großen, unbeweglich geradeaus blickenden Augen und wie in Stein gemeißelten Zügen und ein junges Mädchen, das sich mit gesenktem Haupte über das Buch in seiner Hand beugte und das doch nicht las, weil ihm die Aufforderung hierzu von der Greisin noch nicht geworden. Summend zogen die Töne des Samovars durch das Zimmer, die Uhr tickte und über die weißen Hände der alten Frau, welche gefaltet im Schoße ruhten, warf das Licht der Lampe, das durch einen grünen Schleier gedämpft wurde, einen fast leichenhaften Schein. Minuten gingen hin, in denen sich nichts änderte, als daß das leise Athmen des Mädchens lauter wurde und sich bis zu einem Seufzer verstärkte, den die alte Frau dahin beantwortete: „Lesen Sie, Anna Petrowna, ich höre.“

Und Anna Petrowna las mit sanfter, halblauter Stimme eine Erzählung von Turgenjew, eine Novelle, deren Held im Wohlstand geboren, im Elend unterging, weil er, mit großen, natürlichen Anlagen in falsche Bahnen gedrängt worden war.

Ohne Ermüdung klang die Stimme der Gesellschafterin durch den Raum, sie übertönte das Singen der Theemaschine, das Ticken der Uhr, aber durch sie hindurch schoben und drängten sich gleichsam die schweren Athemzüge der Greisin und plötzlich stand sie auf, eine hohe gebietende Gestalt und die Hand des Mädchens, die das Buch hielt, fast rücksichtslos zur Seite schiebend, sagte sie laut: „Trinken wir jetzt Thee, es ist genug der Lektüre für heut Abend.“

Anna Petrowna klappte gehorsam den Deckel des Werkes zu, aber die Aufforderung, Theil an dem Abendessen zu nehmen, schien ihr nicht gelegen zu kommen, sie horchte einen Augenblick auf die jubelnden Glückwunschrufe, die von der Straße herauf in das Zimmer drangen und sagte dann mit leiser, zitternder Stimme: „Es ist Ostertag heut, darf ich hinaufgehen auf mein Zimmer, Wanda Paulowna, um den Meinen einen Festgruß zu schreiben?“

Es lag kein Vorwurf in den sanften Worten der Gesellschafterin, keine Anklage gegen die finstere Herrin, die dem Schweitzar***) den strengen Befehl ertheilt, jeden Gratulationsbesuch abzuweisen und dem Hause alle Festfreude fernzuhalten, doch aber mußte die Rede des Mädchens die Greisin wie ein Blitzstrahl getroffen haben, denn sie sank kraftlos in den Sessel wieder zurück, nachdem sich die Thür hinter Anna Petrowna geschlossen.

Ostertag! — sie hatte wohl daran gedacht, nicht jetzt erst, nicht in dieser Stunde, an diesem Tage, die ganze Woche über war dies Wort wie von unsichtbaren Glocken getragen, an ihr Ohr herangeklungen und sie hatte es fortgescheucht, fortgescheucht auch noch heut, wo vom frühen Morgen die Rufe von der Straße aus heraufgehört: „Christ ist erstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“

Und nun war die Erinnerung daran doch wieder geweckt, nun nutzte es nichts, daß die zitternden Hände den Hahn des Samovars aufdrehten und das kochende Wasser in ein Glas hineinlaufen ließen, das halb schon gefüllt mit dem goldglänzenden Extrakt des Thees war, nun war es unnütz, daß sich die Augen voll heißen Begehrens auf das bräunliche Gebäck hinrichteten, Augen und Hände verlahmten doch auf halbem Wege, der Hahn verschloß sich, die Kuchen blieben unberührt und Wanda Paulowna stand wieder aufrecht da.

„Einmal im Jahre,“ flüsterten ihre schmalen Lippen und wie im Kampfe mit sich selbst, blieb sie noch einige Augenblicke lautlos auf dem Flecke stehen, dann aber ging sie mit energischen Schritten vorwärts, bis dahin, wo in der dunkelsten Ecke des Zimmers ein niedriger Schrank stand, und ihn aufschließend, nahm sie ein dünnes Päckchen Papier aus einem der Fächer heraus und trug es zurück zu dem Tische.

Das Licht der Lampe fiel voll auf die drei Blätter, die sie dann vor sich hinlegte und beschien hell die Angabe des Datums, der in verschiedenen Handschriften deutlich lesbar auf den Seiten stand.

Das eine Blatt, es lag rechts zur Seite, sah aus, als sei es aus einem Buche herausgerissen und wie im Unmuth zusammengeballt und in den Händen zerknittert worden. Derselbe Sinn, der das arme Papier aber dem Verderben anheimgegeben, mochte sich nachher eines anderen besonnen haben, dieselbe Hand, die es zu vernichten gedroht, zu seiner Rettung bestimmt gewesen sein, denn es erschien jetzt geglättet und wie mit Mühe grade gestrichen und zwischen den tausend Fältchen und Runzeln, die trotzdem unvertilgbar geblieben, las man neben dem Datum des ersten Osterfeiertages und einer ganz frühen Jahreszahl die Worte: „Meinem lieben Weibe Wanda Paulowna und mir wurde heut ein Sohn geboren, oh, der großen, beseligenden Osterfreude! — —“

Lange sah die alte Frau in dem weiten, dunklen Gemache auf die hell beleuchteten Zeilen und dann schloß sie die Augen, als überwältigten sie die Bilder, die die Worte vor ihre Seele gezaubert.

Meinte sie doch, die Thür müsse sich öffnen, um ihren Gatten hereinzulassen, den guten, weichmüthigen, phantasievollen Mann, gegen den sie sich allzeit so stark, so gefestigt in ihrem Wollen, so sicher in ihrem Handeln vorgekommen, daß sie sich in den beiden Jahren ihrer Ehe fast angewöhnt, ihn ein wenig von oben herab anzusehen und ihn um ein ganz Geringes bevormunden zu können. Und dieser Mann, sie hörte ordentlich seinen leisen, vorsichtigen Schritt, mit dem er in das Krankenzimmer trat, in dem sie nach der Geburt des Kleinen lag, dieser Mann beugte sich über die Wiege, strich über das rosige Köpfchen des Kindes und sagte so jubelnd, so siegesgewiß:

*) russische Theemaschine.
**) russisches Gebäck.
***) Thürhüter.

„Mein Sohn, zu einem guten, brauchbaren Menschen will ich Dich erziehen, das gelobe ich Dir, so wahr mir Gott helfe!“

Dies: „will ich Dich erziehen,“ hatte die Frau damals belächelt, als ob es zu wagen gewesen wäre, dem Manne ein Kind zur Unterweisung zu überlassen, der mit vollen Händen fortgab, wo Armuth und Elend an ihn herantraten, immer unter der Rubrik: uns bleibt ja doch noch genug, dem Manne, der tausenderlei unnützen Kram trieb, Passionen huldigte, die keinen reellen Untergrund hatten und Spielereien gleichkamen, nein, so lieb sie auch ihren guten Mann hatte, zur Kindererziehung taugte er nicht und kaum genesen, trat sie ihr volles Regiment im Kinderzimmer an.

Und Bild um Bild zog weiter vorüber an der alten Frau, sie sah den Knaben heranblühen, sah ihn von einem unwiderstehlichen Zuge beseelt, viel mit dem Vater zu sein, und sah sich selbst in tiefes Grübeln versenkt, ein Mittel zu ersinnen, um den Sohn von Wegen zurückzuhalten, die sie für unvollkommen und schädlich hielt. Daß ihr Gatte darunter litt, als sie später Walter ganz an sich band, sein Lernen, seine Arbeiten, ja selbst die wenigen Spiele, die sie dem Kinde gestattete, überwachte, das empfand sie nicht, denn Gemüths-Gefühlsregungen waren unnützer Ballast in ihren Augen und als der Mann starb, hatte er im eigenen Hause, im Besitz von Weib und Kind einsamer gelebt, als wäre er nie verheirathet gewesen.

Wie klar die alte Frau jetzt trotz der geschlossenen Augen sah. Ja, sie hatte Zeit gehabt, jede Stunde der Vergangenheit zu durchdenken, lange Zeit und tiefe Einsamkeit, die Hauptbedingungen um gründliche Abrechnung mit seinem Gewissen, mit seinem Thun und Lassen halten zu können. Damals, nach dem Tode ihres guten Mannes, wie sie ihn stets nannte, war sie noch lange nicht so weit gewesen, damals hatte sie Walter energisch zur Vernunft gewiesen, als der Knabe dem Schmerze über den Verlust des Vaters allzulange nachgehangen und sie hatte ihn noch strenger gehalten, wie vordem, um ihn zu stählen und vor jeder Gefühlsextravaganz zu bewahren, wie sie meinte.

Ob es ihr gelungen war? — Die Hand der Greisin griff fast mechanisch nach dem Blatte Papier, das in der Mitte des Tisches lag und nun öffneten sich die Augen weit, weit und ob sie den Brief, den sie in der Hand hielt, auch schon auswendig kannte, von der ersten Zeile bis zur letzten, sie las ihn doch mit einer fast gierigen Hast und die Finger, die ihn umspannten, zitterten merklich.

„Geliebte Mutter.

„Am Osterabend kehre ich der Heimath den Rücken und als Festgeschenk möchte ich mir von Dir, meiner theuren Mutter, Deine Verzeihung, Deine Unterstützung für das erbitten, was ich in Zukunft vorhabe. Sende einen Blick hinein in die Vergangenheit Deines Kindes und Du wirst finden, daß es von jeher gestrebt, die Schranken zu durchbrechen, die Du, ich weiß es, im besten Sinne, zu erbauen gesucht, und daß es sich unglücklich gefühlt, so lange es sich dem Zwange unbedingt zu fügen gehabt. Die Poesie, Mutter, die Du zu bannen gesucht, als dem realen Leben zuwider, sie ist das Element, in dem ich mich allein nur wohl zu fühlen vermag und der Zahlenexistenz, der Du mich als Kaufmann zu überweisen gedachtest, entrinne ich, um mir auf eigene Hand Wege zu bahnen, die mir hoffentlich Glück und Befriedigung eintragen. Oh, Mutter, denke doch daran, daß es auch anders geartete Charaktere giebt, wie es der Deine ist, daß schon mein Vater ein solcher war, und daß jedes Wesen besonders genommen, besonders geführt werden will. Ich gehe, um auf irgend einer deutschen Universität zu studiren und bitte Dich, bitte Dich innig, sei meine gütige Mutter und ziehe Deine Hand nicht von mir ab. — —“

Er hatte gewagt zu rebelliren, er, der unmündige Knabe, der eben erst die Klassen des Gymnasiums durchgemacht und der ihr noch so unreif vorgekommen, daß sie in jeder Kleinigkeit für ihn gedacht, für ihn gehandelt. Noch heut, die rastlose Zeit hatte Jahre in's Meer der Vergangenheit gesenkt, wandelte es sie wie Zorn und Aerger über den Brief des Sohnes an, hochauf richtete sich die grade Gestalt und sank dann doch wieder, seufzend und fröstelnd in sich zusammen. Nein, sie war keine gütige Mutter gewesen, sie hatte das Lebensschifflein des Kindes, das selbst zum Steuer gegriffen, Sturm und Wellen, Klippen und Untiefen überlassen, sie hatte nur eine Bedingung gehabt, unter der sie Versöhnung versprochen, die der Umkehr, der Beugung unter ihren Willen und — Walter war nicht gekommen, Walter ging eben seinen eigenen Weg.

Tiefer seufzte die alte Frau und ihr Blick fiel wie durch einen Schleier hindurch auf das dritte Papier. Ein breiter schwarzer Rand umgab es, gedruckte Worte leuchteten mit unerbittlicher Klarheit herüber:

„Heut starb der Schauspieler Walter M . . . ., ein junger, ebenso strebsamer, wie talentvoller Künstler, der sich durch die ungünstigsten Verhältnisse kraftvoll schon zu den ersten Stufen des Ruhms heraufgearbeitet.“

Ein Nachruf war's, dem einzigen Kinde der alten Frau in dem weiten, düstern, matterhellten Zimmer gewidmet, gespendet von fremden Menschen, von seinen Kollegen, seinen Kolleginnen, die der trauernden Gattin des Gestorbenen, die tröstenden, anerkennenden Worte in einer Aufwallung des Mitleids gesandt haben mochten. Das war's eben, Unrecht auf Unrecht hatte Walter in den Augen der Mutter gehäuft, erst durch sein Fortgehen, dann durch sein Betreten der Schauspielerbahn und endlich durch seine Heirath mit einem Mädchen, das gleich ihm, wie er flüchtig angezeigt, der Welt der Bretter angehörte. Und am ersten Osterfeiertage war er gestorben, da stand es, von der zitternden Hand eines Weibes dem Nachrufe angefügt und weiterhin war in denselben schwankenden Schriftzügen zu lesen, daß ein Kind, ein Knabe da sei, der Walters Namen trage, und daß sie um dieses Sohnes willen den schweren Schritt thue, zu der Mutter ihres Gatten bittend zu kommen, sie möge handelnd, helfend eingreifen, wo die Armuth groß sei, und die junge Frau, selbst erkrankt, ihr nicht zu steuern vermöge.

Und sie hatte nicht gehört, Wanda Paulowna, deshalb schlug sie jetzt die Hände vor's Gesicht und ächzte und stöhnte, als sei ihr die letzte Stunde nah, und das Gewissen so schwer, so schwer, daß es den erlösenden Tod nimmer zu ihr heranlasse. Für Komödie, das Spiel einer Schauspielerin waren die Zeilen der jungen Frau von ihr ausgelegt worden, nicht einmal hatte sie sich nach den Hinterbliebenen des Sohnes erkundigt, verdorben, gestorben mochten sie sein, und jetzt, wo es wie Thauwind über ihr Herz ging, nicht heute erst, nein seit Tagen und Wochen, jetzt war es zu spät wohl, zu spät und es ließ sich nichts mehr gut machen, nichts mehr ändern und verbessern.

Eine lange Pause trat ein, auf der Straße war es so laut, so lärmend und fröhlich und im Zimmer so still, daß man ein fallendes Blatt hätte hören können.

Leise öffnete und schloß sich die Thür und lautlos glitten die Hände der Greisin vom Gesicht herab, Iwan kam wohl den Samovar herauszuholen und wozu brauchte der Diener etwas von den Kämpfen, dem Ringen der Herrin zu sehen.

Auf der Schwelle stand aber nicht der grauhaarige Bedienstete des Hauses, in dem Rahmen der Thüre zeigte sich eine winzige kleine Figur, ein Kind in dürftigen Kleidern, mit einem freien, offenen Gesichtchen, dessen Augen jetzt fragend, erwartungsvoll auf der schwarzen Gestalt der alten Frau im Lehnsessel hafteten.

Wanda Paulowna schrie nicht auf und doch schien es, als sei das Bild, das sie dereinst von ihrem Kinde, ihrem Knaben fertigen ließ, lebendig geworden, nur die Hände schlang sie ineinander, nur von ihrem Stuhle richtete sie sich auf und blickte dem kleinen Fremdling entgegen, als müsse ihr von dem rosigen Kindermunde Verdammniß oder Seligkeit kommen.

Und „Großmutter!“ sagte der Knabe, erst furchtsam leise, dann lauter und lauter und als die Greisin noch nicht antwortete, als es in den hartgemeißelten Zügen zuckte und arbeitete, da lief er auf sie zu und rief fast ungeduldig: „Hörst Du mich nicht, Großmutter? meine Mutter schickt mich her, meine liebe, todte Mama und den Brief gab sie mir mit, den lasen die Menschen, die ich auf der weiten, weiten Reise traf, und haben mir weitergeholfen und mir zu essen und zu trinken gegeben.“

Fremde Leute, fremde Menschen waren ihrem Enkelkinde Schutz und Schirm gewesen, mit einem Aufschrei aus tiefster Brust riß die Greisin den Knaben jetzt in ihre Arme und sprach es hinaus, was ihr das Herz bedrückt in so langen, langen Jahren: „So allein bin ich gewesen, so verlassen und das durch mein Vergehen, meine Schuld, aber nun ich Dich habe, nun vermag ich noch gutzumachen, nun sollst Du auch dereinst die Wege gehen, die Neigung und Begabung Dich lehren, oh der Freude, des Glücks, oh, daß mich unser Herrgott einen solchen Ostertag noch erleben ließ.“

Der Knabe verstand von dem Allen nichts, sein rosiges Gesichtchen lag an der runzligen Wange der alten Frau und ein Gefühl süßen Verborgenseins kam über ihn, grad' wie es einem aus dem Neste gefallenen Vögelchen sein mag, wenn seine Mutter es endlich aufgefunden.

In die Stille, die aber nun für Augenblicke eintrat, drang das Brausen des Thauwindes, der die Frühlingsbotschaft die Straßen entlang trug, drang das Geläut der Glocken, die die Festtage weihten, drang der Jubel der Menschen:

„Christ ist erstanden, er ist wahrhaftig auferstanden!“

Wie heißt sie?

Humoreske von Emil Peschkau.

(Schluß.)

Ich kleidete mich an und schlenderte in den Straßen von Gloggnitz herum, in alle Thore guckend und nach allen Fenstern emporsehend. Ich fand nicht, was ich suchte, und müde und niedergeschlagen gab ich endlich alle weiteren Hoffnungen auf, löste mir ein Billet nach Wien und fuhr mit dem Triester Schnellzuge heimwärts. Das Uebermaß von Aufregung hatte meine Nerven abgespannt, die körperliche Müdigkeit kam dazu, und so bemächtigte sich meiner eine gewisse stumpfe, gleichgiltige Stimmung, in der ich mich um gar nichts mehr interessirte und — merkwürdigerweise — mich lieber damit beschäftigte, über den Namen des Papierhändlers zu sinnen, als mir das Bild Selma's im Geiste vorzuzaubern, was gewiß eine angenehmere und mindestens ebenso nützliche Beschäftigung gewesen wäre.

Endlich tauchte in der Ferne der Stephansthurm über dem Häusermeere auf, nur wenige Minuten noch, und der Zug brauste durch das Weichbild der österreichischen Kaiserstadt. Alles sah geschäftig nach dem Gepäck und setzte sich in Bereitschaft, den Zug zu verlassen. Ich war einer der Ersten, die auf den Perron sprangen, da aber mein Waggon wieder einer der letzten gewesen war, so gerieth ich nichtsdestoweniger in das Gedränge, und nur mühsam und langsam ging es vorwärts, durch die Thüren, vor welchen die Billets abgenommen wurden, hindurch, die breite Treppe hinab, und endlich in's Freie. Ein Pferdebahnwagen setzte sich gerade in Bewegung, mit ein paar schnellen Schritten erreichte ich denselben noch, sprang auf und — nun ja, der Zufall war mir stets ein guter Führer gewesen, und er führte mich auch diesmal nicht schlecht — da stand ich gerade vor der Bank, auf welcher Selma und ihre Mutter saßen.

Selma war sichtlich freudig überrascht und bot mir schnell ihre Hand zum Gruße. Minder erfreut schien die Mama zu sein; sie wünschte mich offenbar zu allen Teufeln, bezwang sich aber so weit, daß sie mich, wenn auch in sehr kühler Weise, willkommen hieß. Erst jetzt ging mir ein Licht auf, warum die Beiden so schnell Mürzzuschlag verlassen hatten, und, wie ich später erfuhr, so war meine Vermuthung nicht falsch. Mama hielt mich, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, für einen Fludribus, der die Gelegenheit benützen wollte, um sich zu amüsiren. Sie wollte aber ihr Kind nicht den Gefahren einer solchen Liebelei aussetzen, und drang deshalb trotz der für mich sehr schmeichelhaften Einwendungen Selma's auf sofortige Abfahrt. In Gloggnitz aber konnte ich sie nicht finden, weil ich sie in keinem Hotel, sondern bei ihren Verwandten eingekehrt waren, deren Namen ich ebensowenig kannte wie den ihren.

Ihren Namen! Diesmal sollten sie mir nicht entgehen, und während ich, ich weiß nicht mehr was Alles zusammenschwätzte, fragte stets eine innere Stimme in mir: „Wie heißt sie?“ — Endlich wurde mir dieses Drängen zu dumm, und um mir Ruhe zu verschaffen, platzte ich mit der Frage heraus:

„Wie heißen Sie denn eigentlich, Fräulein?“

Ich bereute aber sofort meine Worte, denn in demselben Momente, da ich sie beendet hatte, war auch alle Fröhlichkeit aus dem lieben Gesichtchen gewichen, die schwarzen Feuerräder verschwanden hinter den weißen Lidern und dunkles Roth färbte Stirne und Wangen. Sie zupfte verschämt an den Spitzen ihres Kleides und schwieg. Wie ich sie so ansah, begannen in mir zwei Dämonen einen wilden Kampf zu kämpfen. Der eine trieb mir das Blut rascher durch die Adern, daß meine Sinne wie von einem Rausch befangen waren und ich mich nur mit Mühe bezwang, dem süßen Geschöpfe nicht vor allen Leuten um den Hals zu fallen; der andere aber goß Eiswasser über mich, indem er ganze Schaaren von Kothlechner und Heringslake vor mir vorübertrieb, meine Lachmuskeln kitzelte und mir höhnisch in die Ohren flüsterte: „Du wirst Dich doch nicht lächerlich machen mit einem Fräulein — Pfannkuche!“

Pfannkuche — da war es heraus, das Wort, das mir den ganzen Nachmittag auf der Zunge gelegen war. Ja, Pfannkuche hieß jener Papierhändler, und ich wußte jetzt auch, warum mir der Name nicht einfallen wollte. Wie kann ein Wiener an Pfannkuchen denken! Ein Wiener, der nur „Omelettes“ verspeist, und sich höchstens, wenn er auf's Land geht, zu einem „Schmarr'n“ versteht. Aber einerlei, jetzt hatte ich den Pfannkuche, und der Dämon verleitete mich, als Selma noch immer schwieg und die Mutter gerade beginnen wollte, statt der Tochter zu antworten, zu sagen:

„Sie heißen doch nicht am Ende gar Pfannkuche?“

Da aber wurden Mamas Züge noch schroffer als bisher, und sie sagte mit malitiöser Betonung:

„Allerdings heißen wir Pfannkuche.“

„Ihr Herr Gemahl ist der Besitzer der Papierhandlung in der Favoritenstraße?“

„Ganz richtig, er heißt Pfannkuche.“

Es war umsonst — der schlechte Dämon siegte, und ich bekam einen heftigen Lachkrampf.

„Mein Herr,“ sagte die Mutter, nun auf's Aeußerste erzürnt, „das ist geradezu beleidigend. Und,“ fuhr sie fort, mit weiblicher Schlauheit mir den empfindlichsten Stich versetzend, „wenn Ihnen der Name Pfannkuche so lächerlich vorkommt, meiner Selma wird es nicht viel Mühe kosten, ihn auch mit dem schönsten Namen der Stadt zu vertauschen.“

Jetzt wurde ich ernst, und wie ein Blitz schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Die Alte hat Recht. Selma darf nicht länger Pfannkuche heißen, sie soll nicht länger einen Namen tragen, der so gar nicht für sie paßt und der sie vor Scham erröthen macht, wenn man sie danach fragt. Und rasch entschlossen entgegnete ich:

„Was würden Sie zum Beispiel zu dem Namen Norman sagen?“

„Was meinen Sie damit?“

„Daß ich gerne den Namen Selma Pfannkuche in Selma Norman verwandeln möchte.“

Das liebe Mädchen schlug die Augen auf und ihr Blick drang in das Innerste meiner Seele. Um sie und die Mutter nicht mehr zu erzürnen, setzte ich schnell — nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit im Tone — hinzu:

„Ich sehe ein, gnädige Frau, daß hier nicht der Ort ist, um über solch' ernste Angelegenheiten zu sprechen. Erlauben Sie, daß ich mich Ihrem Herrn Gemahl vorstelle. Ich werde dann auch Gelegenheit haben, Ihnen über mein, wie ich einsehe, ungebührliches, aber durchaus unverschuldetes Betragen Aufklärung zu geben.“

Die Mama blickte prüfend auf mich, während dessen ihre Mienen etwas freundlicher wurden, und erwiederte dann:

„Es hätte mir leid gethan, wenn wir so geschieden wären, denn ich habe Sie von allem Anfang an für einen gebildeten Herrn gehalten. Wenn Sie mir deshalb Ihre — Ihre Seltsamkeiten erklären wollen, so wird es mich gewiß freuen. Aber — wie Sie sehen — wir sind zu Hause.“

Der Tramwaywaggon hielt in der Nähe des mir wohlbekannten Geschäftes, über dem in riesengroßen Lettern die Worte „Wilhelm Pfannkuche“ prangten. Mutter und Tochter verließen den Wagen, und es gelang mir, noch schnell das Händchen der letzteren zu fassen und es herzlich zu drücken. Dabei empfing ich einen Blick, der mir das süßeste Glück der Welt verhieß.

Doch, was soll ich noch weiter erzählen? Selma Pfannkuche existirt schon seit Jahren nicht mehr; aber das reizende Mädchen mit den Feuerrädern und den Mund zum Küssen existirt noch immer, nur ist es jetzt ein Weibchen und nennt sich — Selma Norman. Ich wünsche Jedem, der nicht weiß, wie das Schätzchen heißt, an das er sein Herz verloren hat, daß er sich die Frage: Wie heißt sie? schließlich mit seinem eigenen Namen beantworten kann, wie ich.

Aphorismen von Moriz Jokai. Ach, warum können die Todten nicht sprechen. Oder sprechen sie gar und wir hören sie nicht?

Es giebt eine Art Farbenblindheit, von welcher befallen man nur schwarz oder weiß sehen kann.

Die Kartoffeln sind riesengroße Lügen, mit denen man seinen Magen betrügt.

Die Frau darf nicht rauchen, sonst wird aus der Geliebten ein Freund.

Es ist Heldenmuth in den Wasserstrudel zu springen, nicht aber in die Kloake.

Eine Schande zeugt die andere und ihre Last drückt den Menschen tiefer und tiefer. Die Schande verleiht aber auch Rechte und die Schmach einer schönen Frau ist eine schreckliche Freiheit.

Drei Rathschläge für's Leben: In den Lauf geladener Flinten schaue nicht, Pferde betrachte niemals von hinten, mit zornigen Frauen rede nicht.

Ich liebe die Hofnarren nicht, weil sie — hoffähig sind.

Die Kannibalen fressen einander nur aus dem Grunde auf, weil es ihnen schmeckt.

Wer in der Welt keinen Platz findet, der flüchte in sein Herz.

Den Unglücklichen verurtheilen die Menschen, damit sie Grund haben ihm ferne zu bleiben.

Der Diamant ist jener Stein, welcher Seele besitzt, — so denkt die Frau.

Schweigen und Nichtsprechen sind zweierlei: Schweigen ist Bosheit, Nichtsprechen Gutmüthigkeit.

Die Waffe ist wirkungslos in der Hand des Mannes, wenn der Feind — ein Weib ist. Der Hieb schmerzt den Geber mehr, als diejenige, welche ihn erhält. Die mordende Frau hört aber auf ein menschliches Wesen zu sein, sie wird eine Löwin, die Blut trinkt.

Herzenskälte können die Frauen nicht ertragen. Sie frieren nicht am Nordpol und sind dort standhafter als die Männer . . . Doch die Herzenskälte empfinden sie früher und dieselbe schmerzt sie auch mehr.

Georg Ebers über antike Gewänder. Georg Ebers lenkt in einem Artikel der „Allg. Ztg.“ die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Erfolge des gelehrten Kaufmanns Theodor Graf, dem es nach mühevollen und nicht gefahrlosen Ausgrabungen in Egypten und Syrien gelungen ist, auf alten Begräbnißstätten des Nilthales eine Menge antiker Gewänder aufzufinden, welche nach Menge und Werth viel bedeutender sein sollen, als die in den römischen Gräbern bei Kertsch gefundenen. Die Kleider, welche er den griechischen und römischen Leichen abgezogen hat, sind, nachdem man sie gesäubert und dem Geruchssinn nahbar gemacht hat, in Wien ausgestellt worden und dort heute noch zu sehen. Professor Karabacek hat sie geordnet und in zwei kleinen, aber werthvollen Schriften behandelt. Man wird erstaunt sein, in dem Katalog viele Stoffe erwähnt zu finden, welche nach Methoden gewoben sind, die man bis jetzt für Erwerbungen der neueren Zeit gehalten hat. Zu diesen rechnen wir den rauhen, nach Art der Sammete gewobenen Baumwollenstoff, welcher dem zu Badetüchern verwendeten englischen Rubber-Stoff völlig gleicht. Ein hochgestellter römischer Würdenträger aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. hat die aus diesem Zeug bestehende Tunika getragen. Man wird ferner unter den Graf'schen Funden verschiedenartigen Stoffen mit broschirten und languettirten Mustern, Fransen und Borten jeder Arten begegnen. Zu den letzteren gehören einige in echter und rechter Gobelinweberei, und aus ihnen geht mit Sicherheit hervor, daß die tapisserie de haut lisse, wie die Gobelin-Arbeit in Frankreich genannt wird, keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, eine französische Erfindung ist. Sie stammt vielmehr aus dem Orient, und ist wahrscheinlich zur Zeit des zweiten Kreuzzuges (12. Jahrhundert) nach Europa gebracht worden. Prof. Karabacek hat schon in einem früheren Werke dargelegt, daß die Kunst der Gobelinweberei aus Süd-Persien stammt; jetzt sind ihm unter den in Wien ausgestellten Objekten Proben zugekommen, welche die Richtigkeit seiner Annahme in merkwürdiger Weise bestätigen. Eine derselben scheint unbedingt im 7. Jahrhundert n. Chr. hergestellt worden zu sein.

„Ob unsere Textilindustrie im Stande ist — sagt Professor Ebers — den feinen Byssusflor, welcher von den egyptischen Frauen getragen wurde, um die Formen des Körpers zwar zu decken, aber nicht zu verhüllen, ebenso zart herzustellen, wie dies im alten Orient geschehen ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind die von Graf zu Tage geförderten Stücke einer Frauen-Tunika von solchem gestreiften Byssus von staunenerregender Feinheit. Dieses seltene Gewand, an dem man noch einige Fäden des schwarzen Haares seiner Trägerin gefunden hat, war mit überaus zarten Gobelinborten geschmückt, von denen Karabacek sagt: „Von diesen Verzierungen sind noch sichtbar verschieden aufgenähte Bortenbesätze und die von den Achseln über Brust und Rücken gehenden, in zierlichen Palmetten endigenden Spangen dunkelrother Grundirung; Alles auf einer Kette mehrdrähtiger Byssusfäden in einer Weise durchgeführt, daß diese Gobelinstreifen, was ihre Ausführung betrifft, zu den delikatesten Schöpfungen der Nadelmalerei gezählt werden können. Sie bieten als Ornamente reizend stylistische Pflanzenmotive, Rosetten und Vögelchen . . .“ Der Schreiber dieser Zeilen will nicht verhehlen, daß diese unscheinbaren Zeugstücke und Fetzen tief und eigen auf ihn gewirkt haben. Es ist, als sei es gestattet, die Alten selbst zu berühren, wenn man die Kleider anfaßt, welche sie in Lust und Leid getragen und endlich mit sich in's Grab genommen haben. „Nichts Neues unter der Sonne“ predigen auch diese Stoffe. Wie hat sich die vornehme Dame mit ausgesuchter Kunst den Stoff und die Verzierung ihres Festkleides ausgewählt, wie stolz der Würdenträger das seinige mit dem Clavis geschmückt! Wie sorgsam verstand die Mutter schon damals das Kleid des Kindes zu stopfen und es für künftiges Wachsthum aufzunähen! In dem von Graf eröffneten Friedhof haben auffallend viele Kleine begraben gelegen und mit ihnen die Puppen, an denen sie im Leben Freude gehabt hatten. Oft und auch von verständigerer Seite habe ich mir sagen lassen müssen, daß unser Leben grundverschieden von dem der Alten sei. Aber merkwürdig! Je tiefer ich mich in dieses Leben versenke, je zahlreichere und deutlichere Spuren desselben vor meinen Augen aufgedeckt werden, desto ähnlicher will es mir im Großen und Kleinen, äußerlich und innerlich mit dem unseren erscheinen. Freilich stehen die Alten der Natur näher als wir. Das ist ihrer Kunst zu Gute gekommen, das hat unter ihnen die schöne Lebensfreude erhalten, welche bei uns nur noch verkümmert, entstellt und mit grauverschleiertem Antlitz einhergeht.“

Herzensgüte des Kronprinzen. Gleich unserem Kaiser ist bekanntlich auch dem Kronprinzen ein vorzügliches Personen-Gedächtniß eigen. Einen neuen Beleg hierfür liefert der folgende hübsche Vorfall, der der „T. R.“ mitgetheilt wird. Als der Kronprinz im letzten Kriege vor Paris stand, versäumte er nicht, das große Feldlazareth in Versailles häufig zu besuchen und den Verwundeten tröstende Worte zu spenden. Unter Anderem trat der prinzliche Feldmarschall auch eines Vormittags an ein Bett heran, in welchem ein schwerverwundeter Kemberger Dragoner lag. Der Kronprinz erfuhr, daß der Brave den ganzen Feldzug glücklich mitgemacht, bis er auf einem Recognoscirungsritt vor Paris von Franctireuren hinterrücks in den Arm geschossen und so unglücklich getroffen worden war, daß ihm der Arm amputirt werden mußte. Das Schicksal des Dragoners mochte wohl den Kronprinzen besonders ergriffen haben, denn er sagte: „Nun, mein Sohn, Du sollst keine Noth leiden. Wenn Du wieder in Deine Heimath gesund angelangt, melde Dich bei mir, ich werde für Dich sorgen.“ Am nächsten Tage heftete der Kronprinz dem Glückstrahlenden eigenhändig das Eiserne Kreuz an die Brust. — Der Krieg war vorüber, und unser inzwischen genesener Einarmiger erinnerte sich der Worte seines hohen Protektors. Auf ein an das Hofmarschallamt des Kronprinzen gerichtetes Schreiben kam aber der Bescheid, daß gegenwärtig alle Posten besetzt, indeß des Bittstellers Namen vorgemerkt sei. Darüber verging mancher Monat, und unser Freund machte sich nun selbst auf den Weg nach Berlin. Der Zufall war ihm günstig. Kaum in das Palais eingetreten, begegnet ihm der Kronprinz, der eben ausfahren will. Sofort erinnert sich der Kronprinz: „Ach, Du bist der einarmige Dragoner, den ich in Versailles gesprochen?“ — „Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit!“ — „Nun, wieder vollständig gesund?“ — „Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit!“ — Jetzt bemerkte der Kronprinz das Eiserne Kreuz auf der Brust des vor ihm Stehenden. „Weißt Du noch, wie ich Dir das angesteckt habe? Das waren andere Zeiten!“ — „Sehr wohl, Kaiserliche Hoheit!“ erwiderte der Gefragte thränenden Auges. — „Nun willst Du mich gewiß beim Worte halten, nicht wahr?“ bemerkte der Kronprinz jetzt. „Das ist recht, ich werde gleich selbst einmal mit Herrn von Eulenburg sprechen. Warte indeß hier.“ — Kaum fünf Minuten waren vergangen, als der Kronprinz mit seinem Hofmarschall zurückkam. „Ich bringe gute Nachrichten!“ rief der Kronprinz dem Dastehenden freudig entgegen. „Du kannst gleich hier bleiben.“ — Freudig erregt wollte der Beglückte seinem Beschützer die Hand küssen, was dieser aber abwehrte. Dann schüttelte der Kronprinz dem Dragoner kräftig die Hand. — In der That brauchte unser Freund nun erst gar nicht wieder abzureisen. Es wurde ihm sofort Stellung und Wohnung im Palais angewiesen.

Mitgefühl. Einer reichen Dame wurde von ihrem Haushofmeister angezeigt, daß die Rebhühner im Preise gestiegen wären. „Es ist entsetzlich!“ entgegnete sie, „wir halten es ja aus, was sollen aber nur die armen Leute anfangen?“

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.